

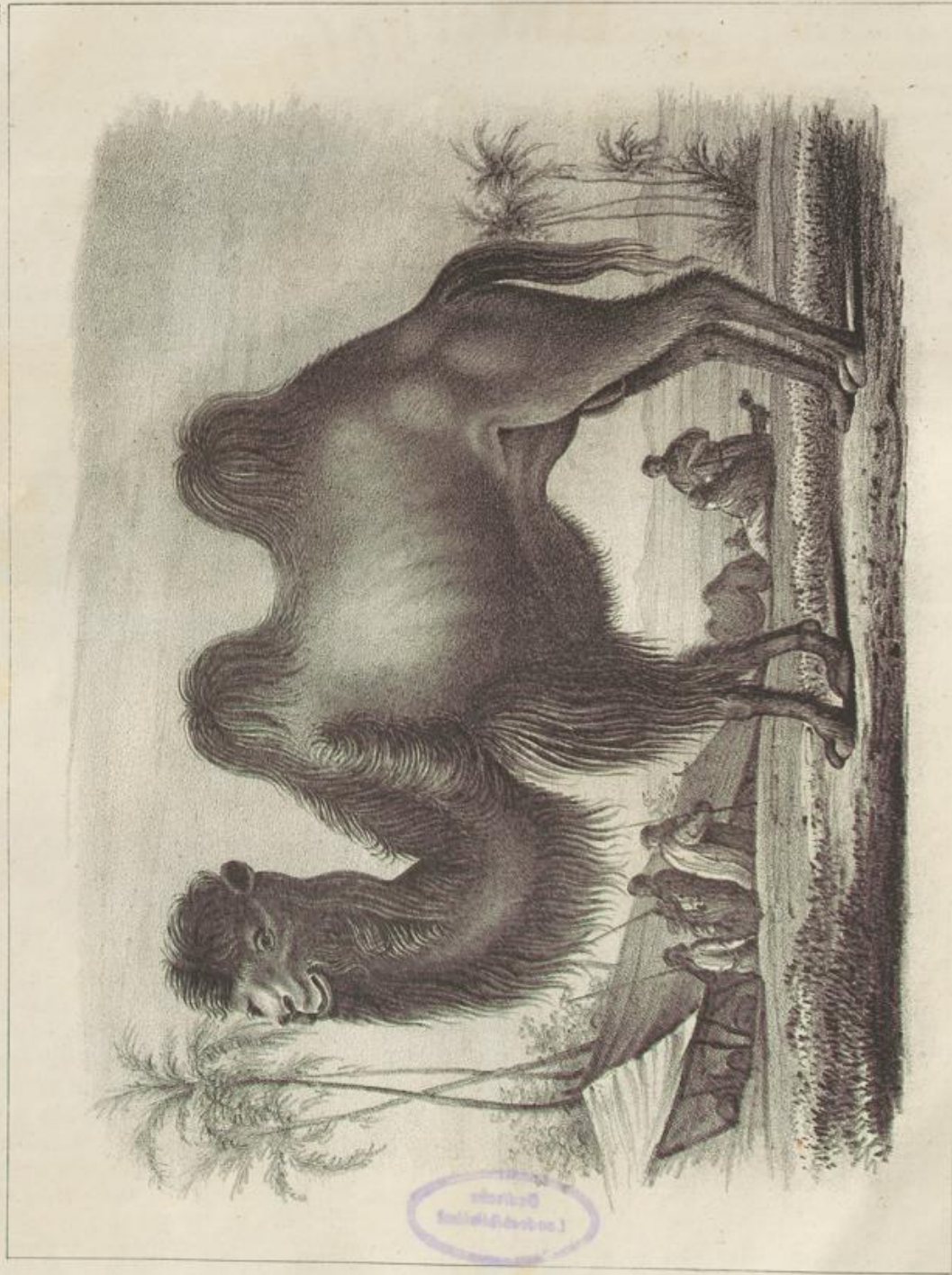
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832
1837**

3 (8.1.1837)

III.



1837.

Das Kamel

Verlag
G. Neumann, Neudamm
(vormals G. Neumann)

Karlsruher Unterhaltungsblatt.



N.^{ro} 3.

Sehnter Jahrgang.

1837.

Das Kameel.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. III.

In allen Himmelsstrichen hat die allwirksame Natur auf das Weiseste und Beste für ihren Liebling, den Menschen, gesorgt, und selbst da, wo durch die Bildung des Erdballs kaum ein Hauch des Lebens übrig zu sein scheint, ließ sie Hülfsmittel zu seinem Fortkommen und zu seiner Bequemlichkeit hervorgehen. In den unfruchtbaren, von ewigem Eise starrenden Länderstrecken, welche den Nordpol umlagern, gab sie ihm das nützliche Rennthier, und in den glühenden Wüsten Arabiens und Libyens schuf sie ihm ein eigenes lebendiges Frachtschiff, um die unübersehbaren Sandmeere zu durchsegeln. Dieses Schiff der Wüste ist das starke, schnelle, gelehrige und gutmüthige Kameel. Ruhig und sicher durchkreuzt er auf ihm diese traurigen, öden Gefilde des Schweigens und des Todes, wo keine lebendige Quelle seinen brennenden Durst löscht und keine fruchtbare Pflanze ihm Labung und Erquickung bietet. Das Kameel verbindet, wie auf dem weiten Ocean das Segel, den Handelsmann von Marokko mit dem fast 300 Meilen entfernten Guinea und macht überhaupt den Verkehr zwischen Ländern und Völkern möglich, welche die Wüste auf ewig von einander getrennt hielte.

Schon um dieser wichtigen Bestimmung willen verdient dieses Thier vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit. Nur eine von Pflanzen lebende, daher sanfte, nachgiebige, gelehrige, fest und dauerhaft gebaute Thierart konnte zu dieser Sklavenarbeit passen. Das stolze Pferd, der trä-

gere Esel, oder der störrische Ochse reichten nicht zu diesem anhaltenden Dienst; auch erfordern fast alle diese Thiere viele Nahrung und öfteres Trinken. Selbst der Elefant ist dem Menschen nicht so nützlich, denn ob er gleich viel klüger als das Kameel, so ist er doch viel empfindlicher gegen die Beschwerden einer mühsamen Reise und würde denselben unfehlbar unterliegen.

Das Kameel scheint schon seit den ältesten Zeiten Hausthier zu sein und man weiß nicht ob es noch wilde Kameele gibt. Sein Aeufferes scheint Trägheit und Dummheit zu verrathen, aber das Thier ist nichts weniger als dieß; es ist vielmehr von höchst gelehrigem Charakter. Der kleine Kopf auf dem langen Halse, die längliche Schnauze, mit der hasenförmig gespaltenen überhängenden Lefze, die übelgestalteten hohen Beine, der zottige Haarwuchs und vor allem der hohe Buckel geben dem Ganzen ein nichts weniger als einnehmendes Ansehen. Der Fuß ist aber trefflich für jene Sandwüsten eingerichtet. An dem runden Ballen, der mit einer nachgebenden, weichen, schwieligen Haut gepolstert ist, treten zuletzt zwei kleine Klauen oder vielmehr Hufen hervor; hierdurch ist er also nur wenig gespalten, erhält aber dennoch durch jene Klauen, größere Festigkeit im Tritt, greift fester in den Boden ein. Hätte die Natur dem Kameele die Sohle ganz mit gespaltenem Hufe ausgefüllert, also mit Horn überzogen, wie z. B. bei der Antilope, dann wäre wahrscheinlich dieses Horn dauernd gegen den glühenden Kiesel sand der Wüsten gerieben, bald wie verbrannt zerfallen und vernichtet, bildete hingegen die untere Sohle kein rundes Ganze und wäre sie nicht mit weicher Schwiele versehen, so drückte sich der oftmals aus kleinen abgerun-

Das Kameel

deren Kieseln durchaus bestehenden Boden nicht hinreichend ein; daher wäre sein Gang minder sicher.

Auch die Höhe der Beine ist für dieses Erdreich sehr zweckmäßig. Oftmals sinkt das an sich selbst schwere und überdies belastete Thier in den nachgebenden Sand auf zwei Fuß tief hinein. Ohne jene freilich dem Auge nicht angenehme Höhe der Beine träte der Bauch selbst bis auf den Boden, und das Kameel vermöchte es nicht sich wieder in die Höhe zu arbeiten. Nicht minder wichtig sind die schwielichen Polster, wovon sich an den Vorderfüßen vier und zwei an den Hinterfüßen finden, nemlich an den Gelenken des Ellenbogens und des Knies der Vorderbeine, in der Gegend der Kniescheibe und hinten an den Kniekehlen. Ein ähnliches, hartes, aber großes schwieliges Polster bedeckt auch vornen die Brust; diese Einrichtung ist dem großen, schweren Thiere beim Niederlegen fast von unumgänglicher Nothwendigkeit. Das Kameel legt sich nicht wie das Pferd oder Rindvieh auf die Seite; es huckt nieder und zieht die Beine unter sich. Nur dadurch kann es ohne sich zu verletzen niederhocken, da beim Mangel dieser Schwielien der Sturz des unbehüllichen Thieres zur Erde von üblen Folgen sein wird. Die innere Bildung des Kameels spricht noch lauter den Zweck seines Daseins aus. Wie jedem andern wiederkauenden Thiere theilte ihm die Natur einen vierfachen Magen mit, den Panzen, die Haube, den Blättermagen oder Pfalter und das Lab; allein dem Legtern ist noch eine fünfte Abtheilung des Magens angehangen von so geräumiger Weite, daß sie eine große Menge Wasser aufnehmen kann. Durch ein ihm eigenes Zusammenziehen der Muskeln vermag das Thier, das in dieser großen Höhlung eingesammelte Wasser in die vorhergehenden übrigen Mägen zurückzubringen, und bewundernswerth ist es daß das in diesem Magen eingenommenen Wasser, sich viele Tage hindurch frisch erhält.

Daneben gab die Natur dem Thiere die größte Genügsamkeit mit den schlechtesten Pflanzen. Die dürresten Dornen und Disteln sind ihm selbst in geringer Quantität zu seinem Unterhalte hinreichend.

Ist daher die von der Sonne verbrannte Distel und Heide der Wüste in jenen ersten Mägen durch Trocknis wie versteinert, hat der Himmel dieser Wüste stiefmütterlich seit langer Zeit jede Feuchtigkeit versagt, dann zwingt die wunderbare innere Mechanik des Thiers, das zuvor in jenem letzten großen Behälter aufbewahrte Wasser in die Höhe, jenes vertrocknete Kräuterwerk wird getränkt, erweicht und in einen Brei verwandelt zum eigentlichen Verbrauch der thierischen Oekonomie. Dieser Brei dringt nun

in das Gedärme, wo dann die feinem Flocken der Eingeweide die Nahrungsmilch zu ziehen im Stande sind.

Zu diesen Eigenschaften denke man sich nun noch die geistigen Anlagen des Thieres, seine Sanftmuth, seine Nachgiebigkeit und Gelehrigkeit und seine scharfen Sinne, sein vortrefflicher Geruch wittert aus weiter Ferne die dürstige Quelle im weiten Sandmeere, sein Gehör ist sehr entwickelt und selbst im Schlafe wird es durch das leiseste Geräusch erweckt.

Diese Eigenschaften verstand nun der kluge, selbstsüchtige Mensch bereits seit Jahrtausenden auf die für ihn vortheilhafteste Art zu benutzen. Schon von der zartesten Jugend an macht es das gutmüthige Thier auf das wider-natürlichste zum leidenden Sklaven. Kaum einen Monat alt, wird das junge Kameel von seiner Mutter getrennt. Man theilt ihm dann nur spärlich seine Milch zu, und zwingt es zur Enthaltbarkeit. Bald darauf beugt man ihm die Beine unter den Leib, und gewöhnt es dadurch zu derjenigen Stellung, die das Thier annehmen muß, wenn es beladen werden soll. Den Körper bedeckt man mit einem Teppich und mit einem Stücke eines Zeltes, so daß ihm nur allein der Kopf und der Hals frei bleiben. Um ihm das Aufstehen zu verbieten, hängen am Rande dieser Decken mehrere schwere Gewichte herab. Vier Monate hindurch währet diese grausame Stellung. Nach dieser Zeit erlaubt man den jungen Kamelen zwar, sich öfter aufzurichten und umherzugehen, allein nur in eigenen Hürden. Hieher kommen die Kinder der Mauren von 9 bis 10 Jahren, um ihnen täglich zweimal Futter, nämlich Kameelmilch mit Wasser verdünnt, zu bringen. Da sie ihre jungen Wärter bald kennen lernen, so sammeln sie sich bei ihrem Eintreten in die Hürde um sie herum. Allein auch diese ärmliche Nahrung wird den Thieren nur bedingungsweise zu Theil. Die jungen Mauren, in der einen Hand die Schale mit Milch, in der andern eine Ruthe, schlagen die Kameele an die Beine, und diese sind geschmeidig genug, diesem Zeichen zum Niederklauern sofort zu gehorchen. Nur erst in dieser Stellung wird ihnen dann die Milch gereicht. Wie würde es auch sonst dem Menschen gelingen, die hochbeinige Thier zu beladen und die Waaren gehörig darauf zu befestigen?

Zu gleicher Zeit gewöhnt man das willfährige Thier, sich mit schwerer Ladung belasten zu lassen; und zwar in zunehmender Proportion. Je nach der Stärke des Kameels und nach dem Alter bringt man es endlich dahin, daß man einem ausgewachsenen Kameele bis auf 12 Zentner, ja, wie Tavernier behauptet, bis auf 1500 Pfund zum Fortbringen aufladen darf; wahre Frachtwagen, oder, wie die Araber sagen, Frachtschiffe der Sandmeere.

Es kommt aber viel darauf an, daß das Gewicht mit

in der Em
e Einl.
nach der
ch, sein
n Sinn,
edüftig
nicht
Schleife
füßige
a ver-
triften
elber-
lanc
um.
und
miz
urch
müß,
man
Sleit,
leiden
Ranke
Wente
ir Jor
aufzu-
den.
bis 10
amms-
se über
se ph
Mien
in er
in de
in die
wie sich
in frist
d ähren
nach dem
oben und
re Zeit,
nur in
Kammit
in, bis
Bemmer,
mit zum
die, and
nicht mit

Badische
Landesbibliothek



den Jahren und Kräften des Kameels harmonire. Das Thier wird nur erst nach dem vierten Jahre als Lastthier benutzt; und zwar sodann mit größter Schonung; denn nur im sechsten Jahre sieht man es für volljährig an, und gibt ihm die ganze Ladung. Ein Kameel, welches von den trügerischen Mauren für ein achtjähriges verkauft war, kam, da es mehrere Jahre jünger war, deshalb um, weil man ihm eine zu schwere Ladung, wenn gleich nur 10 Zentner, ausbüdete. Auch fühlten die mehrsten Kameele ganz genau ihre Ladung. Legt man ihnen zu viel auf, so erheben sie sich nicht ohne große Anstrengung, ja sie versagen das Aufstehen gänzlich.

Die Mauren verstehen sich genau auf die Jahre der Thiere; allein sie lehren diese Zeichen keinen Fremden. Am schwersten ist es, ein 4 oder 5 jähriges Kameel von einem 8 jährigen zu unterscheiden; vor und nach diesen Jahren entdeckt man ihr Alter leichter.

Das Kameel hat einen dreifachen, ja vierfachen Gang. Außer dem Schritt, dem Trott und dem Galopp, bewegt es sich noch im Paß, indem es beide Beine der einen Seite zugleich aufhebt. Dieser Paß ist sein gewöhnlicher Gang. Begreiflich fällt es also hierdurch von der einen Seite auf die andere. Jede Art des Ganges ist bei diesem hochbeinigen und schweren Thiere ungleich ermüdender und angreifender als bei dem Pferde. Pallas war kaum im Stande den Trott des Kameels auszuhalten, und Goldberry (beide waren des Reitens sehr gewohnt) sagt, daß er es durchaus nicht vermocht habe, länger als eine Viertelstunde diesen Gang zu ertragen; um sich auszuruhen setzte er sich auf ein arabisches Pferd. Der unglückliche Briffon wäre fast ein Opfer dieses Rittes geworden, sein Blut rieselte längs den Seiten des Kameels hinab, denn er war dabei nackt.

Der Galopp ist freilich das erträglichste für den Reiter; allein das Thier hält diese Anstrengung nicht sehr lange aus.

Dennoch ist die Ausdauer des Kameels abermals eine wichtige Wohlthat für den Bewohner der Wüsten.

Bei dem gewöhnlichen Schritt legt das beladene Thier täglich etwa sieben deutsche Meilen zurück. Man nimmt ihm am Abend nicht eigentlich die Bürde ab, man schnallt sie nur, wenn die Thiere sich auf die Erde niedergelegt haben, zu beiden Seiten los, oder man führt sie mit der Last auf die Weide, das heißt gewöhnlich an einen Platz, woselbst etwas Grünes wächst, wären es auch nur die härtesten Disteln.

(Fortsetzung folgt.)

Fidèle.

(Mit einer Composition von G. R. Tab. II.)

Es war an einem trüben Novemberabende, als ein armer blinder Greis, gebeugt von der Last der Jahre und des Elendes — denn auch das Elend drückt schwer, wenn auch das Gepäck leicht ist — sich auf einer Ebene verirrete und in einen Graben stürzte. Er war von der Straße abgekommen, weil er seinen Hund suchte, welcher, seitdem er das letzte Dorf verlassen, sich geweigert hatte, ihm, seiner Gewohnheit gemäß, voranzulaufen, sondern mit ungewöhnlichen Sägen hin- und her sprang und mehr, als einmal seinen Herrn beinahe umgerissen hätte. Endlich war die Schnur die der Greis in der Hand hielt, ihm entwischt, und nun irrte er allein über die Stoppelfelder hin und merkte daß es Nacht wurde, da eine kalte und feuchte Luft ihn anwehte, und ein düstres Schweigen rings um ihn her zu herrschen begann. „Fidèle Fidèle“ — rief der Unglückliche, noch immer in dem Graben liegend, mein treuer Fidèle, wo bist du denn? Du der du dich fast nie von mir entfernest, der du immer wiederkamst! — Ach, mein Gott! sollte er in das Dorf zurückgekehrt seyn? Aber er hätte mich nicht so auf der Landstraße verlassen, ohne mich davon in Kenntniß zu setzen; und außerdem habe ich ihm beim Wegreisen gesagt, daß wir diesmal in der Stadt zwei Stunden von hier schlafen würden. . . das wäre das erstemal, daß er mich nicht beim ersten Wort verstanden hätte!“

Indem er also sprach tastete der arme Mann am Boden umher und suchte mit seinem Stocke einen Platz, auf den er sich stützen könnte um aufzustehen. Da ruft er auf einmal aus: Das ist er, das ist Fidèle! er ist also eingeschlafen, da er nicht antwortet. Mit diesen Worten blüdt er sich wieder, um ihn aufzuwecken; aber weder die Stimme, noch die Hand seines Herrn vermochte etwas über das arme Thier. Auf der Seite liegend, war sein Leib kalt, seine Glieder starr, und er war für immer eingeschlafen. „Todt! tod! sie haben mir ihn im Dorfe vergiftet, die Abscheulichen! Was hatte er ihnen gethan? Ach, wenn ich wüßte, wer, ich würde ihn dafür zu Boden strecken, ich würde ihn mit meinem Stabe niederschlagen, meiner einzigen Waffe, meinem einzigen Führer fortan, meinem einzigen Freunde! Denn ich habe Alles verloren; ich bin allein in der Welt; ich werde vor Kälte sterben, da ich meinen Weg nicht mehr finden kann und die Nacht so lange ist! — Sterben?! — wohlan, desto besser! Was soll ich hier unten noch? Von Niemand geliebt, kein Wesen mehr das ich lieben kann; das heißt nicht leben, da ist Sterben tausendmal besser!

Ja hier, an der Seite meines Hundes, hier soll unser beider Grab seyn!"

So klagte der arme Blinde, und dumpfe Seufzer antworteten seinem Schluchzen. — Plötzlich beugt er sich vorwärts und, horcht — „Ach, das ist nicht Fidele! Der kann sich nicht mehr beklagen; dem ist wohl!“ Er horcht wieder auf; Tritte schallten in sein Ohr, und bald hat eine Hand, welche in der Finsterniß umhertastet, seinen Arm sanft berührt. Er vernahm die Stimme eines Kindes, wenn man einige unartikulirte Töne so nennen kann; denn der arme Kleine war stumm.

So sehen wir also einen blinden Greis und ein stummes Kind neben einander. Wie sollen sie es anfangen, um sich zu verstehen? Das Kind kann nicht sprechen, und der Greis die Zeichen des Kindes nicht sehen. Aber beider Geschichte ist nicht lang und braucht kaum erzählt zu werden. Sie besteht in den wenigen Worten, die man leicht errathen kann: „Ich bin alt!“ „Ich bin eine Waise.“ „Ich bin allein in der Welt.“ „Ich bin von Allen verlassen.“ „Ich habe den Hund verloren, der meine Schritte leitete.“ „Ich habe die gute Alte verloren, die meine Kindheit bewachte, die einzige Mutter, die ich gekannt habe.“ „Da ich niemand habe, der mich führt, werde ich vor Kälte sterben.“ „Da ich Niemand habe, der für mich sorgt, werde ich verhungern.“

Und der arme Blinde zog aus seinem Bündel ein Stück hartes Brod, mit der andern Hand schüttelte er seine Reiseflasche, ob noch einige Tropfen sich darin befänden, und wie glücklich war er, als er dem, der nichts besaß, etwas geben konnte. Er, der bisher nur Andern immer zur Last gewesen war, konnte jetzt einem Wesen auf der Erde nützlich seyn! „Wie wohl habe ich daran gethan sagte er zu sich selbst, daß ich mich nicht auf der Stelle getödtet habe!“

Als das Kind wieder etwas Kräfte gesammelt hatte, war seine erste Bewegung die Hand des Greises zu ergreifen und sie an sich zu ziehen. „Du weißt also den Weg, lieber Kleiner?“ „Aber er kann sich nicht entschließen, diesen Platz zu verlassen, und zeigt weinend auf den leblosen Körper seines geliebten Gefährten. Da band das Kind die Schnur, welche um Fideles Hals gebunden war, los, brachte sie dem Blinden und bietet ihm seinen Arm dar, auf welchen er die Hand des Greises zog.

(Siehe die Abbildung.)

Darauf band er eine Schlinge um sich, gleich einem Hunde am Seile führen zu lassen. „Mein guter Gott, rief der Greis, ich habe Fidele wieder gefunden!“ Aber bald

vielleicht verlässest du mich wieder, fügte er seufzend hinzu, ohne zu sehen, daß der kleine Stumme das Zeichen der Verneinung gab. „Du wirst nicht dein ganzes Leben hindurch bei einem armen Blinden bleiben mögen“ er sah nicht, daß das Haupt des Kindes ihm bejahend zunickte.

Sie gingen nun eine Stunde und kamen in einem Wirthshause an, welches die Nacht über offen blieb, aber weit mehr um von dem Durchgange der Postwägen Nutzen zu ziehen, als um dem Dürftigen ein wirthliches Obdach zu bieten. „Was, Ihr seyd's, Vater Guillerie“ rief die Magd, indem sie den Blinden erkannte; „was führt Euch in solcher Stunde auf die Landstraße, und noch dazu in Eurem Alter, in solchem Wetter! Kommt herein, wärmt Euch ein bißchen in der Küche und dann legt Euch, und macht ein Schläfchen in der Scheune.“ Und, indem sie sah, daß er zögerte, rief sie: „Kommt nur, kommt nur, Vater Guillerie; seyd ohne Furcht, die Hausfrau schläft, und wird nichts sagen. — Aber was? wo ist Fidele?“ „Da ist er“, antwortete der Blinde, indem er auf seinen kleinen Begleiter hindeutete. „Das? Aber das ist ja ein schönes Kind, und gleicht nicht einem Hunde!“ — Es hat wenigstens eben dieselbe Güte. Und nun erzählte der Vater Guillerie der Magd sein nächtlisches Abenteuer, den Tod Fideles und seine Zusammenkunft mit dem jungen Stummen, ohne den er jetzt nicht neben einem guten Feuer stünde. „Wie, wie heißt er?“ rief das Mädchen. „Ich weiß es nicht, er ist stumm.“ — „Stumm, armes Kind, Gott, wie unglücklich würde ich seyn, wenn ich so auf die Welt gekommen wäre. — Also er antwortet auf keinen Namen?“ „Bis jetzt nicht.“ „Der Andere hat Euch doch noch verstanden.“ „D ja, wenn ich Fidele rief.“ Und bei diesem Namen nähert sich das Kind lebhaft dem Blinden, schmeichelt ihm mit der Hand und drückt ihm seine Anhänglichkeit und seine Freude durch unverständliche Töne aus, welche aber tief in das Herz drangen. „Sollte man nicht glauben, man höre den Andern“, rief der Greis. „Und, er schmeichelt auch Euch gerade so, nur mit dem Unterschiede, daß er Hände und der Andere Pfoten hat. Glaubt mir, man muß ihn Fidele heißen.“ „D ja, er verdient es.“ „Gebt acht, daß man ihn Euch nicht nimmt, oder wohl gar vergiftet, wie den Ersten. — Aber, was bin ich doch so thöricht, ich spreche von ihm, wie wenn er ein . . . Da, Vater Guillerie, nehmt das zum Abendessen für Euch, und Fidele, ganz kleine Knochen von Hühnern. — Seht, wie ich mich wieder verwirre.“ „Wie werden wir ein paar Freunde theilen, doch, wo ist mein Stock, den ich vergessen habe, wo habe ich ihn denn hingestellt?“ und siehe, schon hat der Stumme den Stock in die Hand des Blinden gelegt. „Aber wahrhaftig, es fehlt ihm nichts als das Wort, sagte die Magd erstaunt, indem sie ihnen die Thüre der Scheune öffnete. (Der Beschluß folgt.)

Bestellungen auf die bekannte Zeitschrift
Originalien auf 1837

erbittet sich baldigst die
Herold'sche Buchhandlung in Hamburg.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der G. B. Müller'schen Hofbuchhandlung.

und diese
sich der
es über
er ist
ganz
in einem
ist, aber
Körper
Licht
sich die
der Fuß
dazu in
würde
h, und
em sie
it nur,
schleht,
viele
sich
in
Es
Wahr
in Tod
Stamm
in Feuer
Ich
es Kind,
in so auf
auf seinen
hat sich
le ist
st den
nicht ihn
schleht
„Soll
sich der
so, mit
er Anden
sich
in Fuß
Es ist
Es ist
von ihm
nie, nicht
sich ihm
sich nicht
ste thut
er, so hat
er Stamm
Aber was
in die Welt
vorne ist.

